

Sitt oder der Frau.

Eine Skizze nach dem Leben.

von Johannes Strauß.

Das waren unbändige Gräulings-
tage, die ich im Mai des Jahres 1873 in
der Heimat antrat. Ich kam aus dem
Süden, dem Lande der Sonne und der
Sorglosigkeit, daheim hingegen Wolken
am Himmel, umlagerte die Sorge das
Leben.

Das Gemüth ließ sich des Ge-
dankens, dessen Gedanken-
und Gesprächstreife sonst weitab von
der Welt der Geliebten gelegen hatten,
und mit aufregender Spannung verfolgte
plötzlich der Jüngling so bedächtige Reiter
des Steigen und Fallen der Cour, die
Erkennungen und Bewegungen an der
Börse, für die er vorher nur wenig Ver-
ständnis gehabt. Und in jenen Tagen
war nur vom Sinken der Werthpapiere,
nur von erschütternden Katastrophen an
der Börse die Rede.

Von den Stürmen der vergangenen
Nacht wußte der helle Morgen nichts,
der, glühend im Sonnenlicht, über den
Weinbergen und Oberräumen des Dres-
dener Willensdrees Lothar im Blau des
Himmels sich wiegte.

Mir aber schien es Morgenhauch zu
sein, als ich durch die engen Gassen,
welche die einzelnen Besitzungen trennen
und verbinden, hinaufwanderte, vom
Landungsplatze des Dampfbootes, das
mich nach kurzer Fahrt von Dresden
heraus in diese Mainmetz gebracht hatte.
Mir schien die Welt in Licht und Annuit
getaucht, als ich in das Gehege der rei-
chen, glänzenden Besitzung eintrat, die
mein Freund Erich Wolheim, wie er mir
geschieden, vor Jahresfrist erworben
hatte und seitdem mit seinem jungen
Ehepaar, dem ich angetrauten Weibe
bewohnte. Und mir war, als hätte ich ein
Eben betreten, an dessen Pforten Schü-
engel Waage hatten, damit die Sorge
und die Noth nicht eindringen könnten,
als ich durch die blühenden Laubgänge,
an den duftenden Jasmin- und Hollen-
dendern vorbei schritt, um eine
Bewandlung biegend, vor ein Bild trat, das
in jedem Zuge heiteres Daseinsglück
in reichlicher Fülle widerstrahlte.

Auf den letzten Stufen der Treppe
stand eine lichte Gestalt, deren knospen-
förmige Form vom tiefblauen Hintergrund
des Himmels wunderbar abhob; eine
jungfräuliche Gestalt, die in Weiß ge-
kleidet, dessen frischen Glanz der hel-
blaue Anstrich nur erhöhte; ein jüdisches
Morgenhändchen auf dem lockigen
Kopfe, aus dessen Haaren die
Freude lachte, es war die Trägerin, der
Genius der Freude selbst.

So trat mir die junge Frau des Hau-
ses, die Gattin meines alten Freundes
Wolheim, seine Frau, wie er sie in seinen
Briefen mir genannt hatte, entgegen;
mir noch unbekannt und doch erkannt,
mir noch fremd und doch schon vertraut.
Uns einigte die Liebe zu einem, zu Erich,
ihrem Hergenshagen, meinem Jugend-
freund. Er selbst war nicht anwesend,
sondern schon seit in die Stadt gefahren.
Natürlich lag unter Gespräch, ihr
Gepäuer ihm. Er hatte jetzt über-
haupt viel in der Stadt zu thun, sagte
sie, sie wisse freilich nicht, was aber
wichtiges müsse es sein, sonst würde er
sie nicht oft so lange — ganze Tage
oft — lagte sie schmolzen, allein lassen.
Er habe sich an einem großen Baunter-
nehmen betheiligte, das sei alles, was sie
wisse. Erich ließe sie nicht, von Ge-
schäften mit ihr zu sprechen. Und sie
verstand wohl sicher nur wenig davon.
Im Grunde müsse sie sich auch freuen,
dass ihr Mann eine Beschäftigung gefun-
den, die ihn innerlich so in Anspruch
nehme. Als er bei ihrer Verheirathung
bedacht habe, eine praktische Betthäuf-
ung seiner Kunst als Anreiz zu jählich
ganz ausgegeben, um sich nur ganz ihr
und seinen Studien im Hause zu wid-
men, da habe sie aufgegeben und es sei
recht nach ihrem Wunsch gewesen. Dann
aber habe sie oft recht bedrückend die
Sorge empfunden, ob sie, ihre Unterhaltung,
ihre geringen Wissen ausreichen könnten,
ihm Ersatz für die reichen Eindrücke sei-
ner früheren Lebens, für den Verkehr
mit Kunstgenossen, für den Reiz der
Ausübung eigener Pläne zu bieten.
Auch sei ihr oft nicht im Hause übrig
geblieben, zu thun. Alles habe er, der
Praktische, der Erfahrene, befohlen,
bestellt, ausgeführt, auch im Hauswesen,
in der Wirtschaft. Sie sei wohl man-
mal da recht eifersüchtig auf ihr Recht
geworden, denn sie sei sich so überfällig,
zu zweifeln neben ihm vorgekommen. Nur
Schmutz, nur Geruch. „Ja“, fuhr die
kleine schmale Hausfrau fort, indem sie
mit naivem Stolz mit einem Schüßel-
bund stürzte, welcher an altem Eisen
Träger ihr vom Gürtel niederhing, „das
ist jetzt, wo Erich so abwesend, besser
geworden, und das ist auch ein Trost.“

Indem kam geräuschlos ein Diener
über den Piesgang in die geräumige Lau-
be, in der wir uns niedergelassen.
Schweigend servierte die Bedienstete
eines einladenden Frühstückes. „Es ist
gut, Anton“, sagte sie. „Dass der Herr
Wolheim hinterlassen hat.“ Der Diener
hatte ein ganzes Vließ von Aufträgen zu
mehren und zum Schluss den Gruß, dass
er zu Tisch schließlich zurückkommen
würde. So gern er möchte, denn er er-
wartete Besuch — dabei nannte der Diener
meinen Namen und ging.

„So ist er nun. Bis zu den Anran-
gen der Küche reicht seine Sorge und
dann kommt er selbst nicht zu Tisch. In
der letzten Zeit ist er wirklich ein wenig
zu viel vom Hause fort. Ueberhaupt —
und ein Schattens flog über die hei-
teren Züge — er macht mir sehr einigen
Wochen recht Sorge. So oft ist er
zerstreut und bleibt abwesend, auch wenn
er bei mir ist. Fast fürcht ich, dass er
von mir krank wird. Freilich will er nichts
davon wissen, und wann ich auch
sage, er weiß alle meine Sorgen ab und
nicht mich aus. Aber das haben kommt
nicht aus dem Herzen. Ja, ja, so ganz
wie Sie meinen, sind auch wir hier drau-
ßen dem Glück nicht bedroht und von
der Sorge verschont. Trotz des lichten
Frühlingsschneiters ist mir jetzt manchmal
recht trüb um's Herz. — Sie haben
meinen Mann noch nicht wiedergesehen?
Ich möchte es verneinen. Seit meiner

Küchenteil hat ich den Treuen von An-
gebot noch nicht gesehen.
Erich Wolheim und ich waren Schul-
kameraden und als solche die besten
Freunde gewesen. Verschiedenes Stu-
dium hatten dann unsere Wege getrennt;
er war Architekt geworden, ich auf die
Universität gegangen. Der Reichtum
meines vor zwei Jahren verstorbenen Va-
ters, dessen einziger Erbe ich war, hatte
Sohn er war, hatte ich dann lange Rei-
sen gestattet, in Frankreich, England,
Italien; aber wiederholt waren wir uns
auch in der Heimat wieder begegnet.
Nach einigen erfolgreichen Berufen,
seiner Kenntnisse und sein Talent prak-
tisch zu verwerten, hatte er vor Jah-
resfrist geheiratet und sich in die herr-
liche Villa in der Nähe seiner Vaterstadt
mit seinem jungen Weibe eingekommen
wie in einem verumgünstigten Schloß.
Ziti hatte schon seit längerer Zeit in sei-
nen Briefen eine Rolle gespielt. Er ist
also eine ihn, den Vermögenden, entzün-
dende Begeisterung, dann als Mittel-
punkt seiner Zukunftspläne und dann
eines Tages als seine Braut. Seitdem
waren seine Korrespondenzen spärlicher
geworden; gleich nach meiner Ankunft
in Dresden aber hatte ich seine drin-
gende Einladung auf seinen Landsitz er-
halten.

Als wir das Kind eines bekannten
Kunstgelehrten, der stets in der guten
Gesellschaft gelebt, aber dafür und für
die Erziehung seiner Kinder auch sein
jährliches Einkommen hatte aufwenden
müssen. So hatte sie die Bildung, was
die letzten reicher Leute war; als
Erich die eben zur Waage Gewordene zu
seiner Braut erlor, war sie jedoch mittel-
los. Das war ihm gerade recht. So
konnte er der Geliebten Alles sein; Alles
liebte sie von ihm zu empfangen, von sei-
ner Liebe. Und er überschüttete das
frischlich liebliche Geschöpf, das so in jeder
Beziehung die Seine ward, mit Mutter-
jamkeiten, mit Geschenken, mit Kostbar-
keiten, deren Werth sie selbst kaum zu
schätzen wußte. Das erlag ich schon aus
diesem ersten Gespräch. Armuth, Ent-
behrung waren ihr fremd geblieben durch
die große Wendung des Geschicks, die
als der Vater starb, ihr Wolheim an die
Seite stellte. Sie kannte keine Bedürf-
nisse, die ihr nicht erfüllt worden wären,
erst vom jüdischen Vater, dann vom
Bräutigam und Mann. Und so hatte
die Welt wohl recht, sie ein Glückskind
zu nennen.

Als ich überdachte, als ich mich
von der liebenswürdigen Wirthin verabschiedet
hatte, auf der Rückfahrt nach
Dresden, wo wie mir Frau Ziti ver-
sichert hatte, der Aufenthalt des Freundes
des beim Portier eines bestimmten So-
zietes leicht zu erfragen sein würde. In
demselben pflegte er auch zu speisen. Ich
sahnte mich, den Guten endlich zu treffen,
nachdem wir uns in den Tagen seit mei-
ner Rückkunft mehrmals verfehlt, wie
auch heute. Umjohrer, als die Mittel-
lungen der kleinen Burg in ihrem
Landhause da draußen mir doch Sorgen
um ihn regte gemacht hatte. Dennoch
war der Nachmittag schon etwas vorge-
schritten, als ich doch kam, das genannte
Hotel aufzusuchen. Der Portier sagte,
Herr Wolheim müsse jede Minute kom-
men. Es sei heute schon wiederholt nach
ihm gefragt worden; er sei Mittags ge-
kommen, habe heute noch, aber gleich wie-
der davon gelaufen, nachdem er eine inzwi-
schen für ihn angelangte Depesche ge-
lesen. Vier Uhr habe er als Zeit sei-
ner Rückkehr angegeben. „Da schlägt es
eben.“

Ich ging vor die Thüre des Hotels,
um zu warten. Ich schreite mich eben
gegen ein Mafat, da biegt hastig ein
Herr in das Portal ein, mich anstandslos
begegnend, „Baron“, ich wende mich. Ist
er wirklich? Ich traue meinen Augen
nicht, als ich in das Gesicht mit den ver-
trauten lieben Zügen blicke, die so auf-
geregt, so entsetzt sind, das ich sie nicht
anerkennen wage. Aber er ist es doch
— mein Freund Erich Wolheim, wenn
auch nicht sein ruhiges Auge ist, was
mit halb erschrocken, halb ängstlichem
Blick den meinen erwidert.

„Du, Du! Endlich!“ flüstert er kurz
herüber. Willkommen! Aber bitte, eine
Sekunde! Ich bin gleich zu Deiner
Verfügung.“ Er wendet sich zum Por-
tier, der ihm eine Reihe von Briefschü-
beln einhändig. Dies schickte jedoch
der Portier. Erich legt alles Andere
bei Seite und öffnet mit feierlicher
Spannung das Vließ, das er bei
Seite getreten. Er sieht, er sieht in das
Vließ, er läßt es nicht sinken, sondern
hält es hart vor sich, aber seine Hand
zittert, seine Arme wanken; ich fürze
auf ihn zu. Im Götterwillen, was
sich da? Dies erwidert ihn aus dem
Seelensturm, der offenbar ihn befallen.
Ein gewaltiger Ruck, er zittert mit dem
Papier und steht es in die Tasche. „Es
ist nichts, Freund. Gleich! Nur ein
wenig Geduld.“ sagt er leise und dann
aufstehend und mir mit unschlüssigem
wichtigen Blick in's Auge schauend: „O,
was hab ich gekann. Komm mit, Du
sollst Alles erfahren.“

Mein Weib! O Gott. — Die Arme-
Frau kann ich nicht mehr unter's Auge
treten. Wie soll sie, das Kind, mein
Kleines, den Schlag erwidern. O
Freund, ich bin namenlos unglücklich!

Nur allmählich erfuhr ich, was ihn be-
troffen. Wie er dazu gekommen, was
ihn verleitete, sein ihm vom Vater in
bester Ordnung hinterlassenes großes
Vermögen in gewagten Spekulationen
anzulegen, ich weiß es des Genauen nicht
mehr. Hingeworfen in den Strudel
des Spiels, das damals so manchen
Gelen ergreifen, hatte ich kein gutes
Geld, das immer beim begründeten Ap-
pell an seine Freundschaft offen fand.
Ein Adambiengeoffe, Arzthelfer wie er,
der einst der Vertraute mancher großen
Jugendfreunde gewesen, hatte dem Fran-
zösisch gegenüber gestanden, nachdem er
verloren von der Gunst der Zeit, ganze
Häuserreihen auf eigene Rechnung gebaut
hatte, Wirthshäusern, von denen er sich
hohen Gewinn versprochen hatte, da ein
Verkauf des ganzen Komplexes an eine
Attienegesellschaft in fernerer Aussicht
lag. Allein keine Verbindungen liefen
auf eine Fäufung hinaus, all sein
Glück und sein Vermögen hand auf dem
Spiel, die Rückzahl auf seine Kinder trieb
ihn, Alles zu versuchen, um einen Aus-

weg zu finden und er fand einen solchen
in den Garantien und Anpfänden, zu
denen er seinen reichen Freund Wolheim
zu bereden wußte. Dieser, unbedarft
in derart Geschäften, überließ das Wei-
tere seinen Bankiers und diese konnten
der Versuchung nicht widerstehen, den
naiven Kapitalisten, im guten Glauben
an den Erfolg ihrer Katschläge, von
einer Spekulation in die andere zu treiben.
Nach und nach rief diesen die magi-
sche Macht des Spiels persönlich auf
der beschrittenen Bahn weiter; um Ver-
luste auszugleichen, lud er sich neue Ver-
pflichtungen auf, nahm Hypotheken auf
seinen liegenden Besitz; der Zusammen-
sturz mehrerer großer Unternehmungen,
an denen er hervorragend theilnahm,
brachte den Bankrott seines Vermögens
zu Wasserzerrüttung, zu Vermögens-
verlust. Das war die Ahnung, die ihn
schon die Tage vorher geklingelt und ge-
quält, das war die innere Krankheit, die
ihm sein junges Weib vom Antlitz abge-
lesen, ohne sich selbst zu versehen, das
war die Noth, die er vorher empfange-
n hatte, ihn angründend aus den so-
phistischen Letztern mit dem kalten Blick
des Todes.

Schon längst hatte ich den Grund von
der Straße in ein beschagliches Rezipi-
ent gezogen, das mir allein innewohnen;
wir befanden uns in dem Hinterhof eines
bekannten Weinrestaurants. Wie
im Kreise bewegten sich die Gedanken
und Bekanntschaft des schwer betroffenen
Mannes: Anfang und Ende bildeten
sich seine Züge. Ich selbst traute er zu,
den Schlag zu vermeiden zu können, ja die
Aussicht, nun gewonnen zu sein, fortan
durch eigene Kraft, durch strenge Aus-
übung seines Berufs seinen Unterhalt zu
suchen, hatte für ihn einen tödlichen
Reiz. Aber wie sollte sie, die bisher nur
durch das Leben getrieben, deren zarte
Haut bisher nichts von der Raue des
Lebens gefühlt, die er gekostet und gekostet
hatte, wie eine Wollenspinne, wie in
sich selbst, seine düstere Mainrose, die
die Härte des Schicksals, in ein Leben
voller Enttäuschungen, voller Mühe und
Arbeit finden? Er lagte geküßelt auf.
So mußte es kommen. Ich war zu
schwach, zu ärmlichlich geworden. Aber
daß die Straße auch das unglückliche Kind
treffen muß, das ist zu grausam. Ich
bin nicht feig, Freund. Du weißt es.
Aber heute, jetzt, überkommt es mich wie
Freigabe, wie marthurensche Furcht. Ich
bin nicht im Stande, unter die
Augen zu treten. Wieder in den Tob-
en mit ihr in das Elend. Nach diesen
Worten verließ er in dumpfem Brüten,
das er bald darauf wieder mit bebenden
Anlagen gegen sich unterdrückte.

Ein tiefer Seufzer entrang sich seiner
Brust, und im selben Moment schloß ich
seinen Arm umschlingend, in dem meine
Gedanken. Unsere Hände begegneten sich
in seinen großen glänzenden Augen
schimmernden Thränen. „Ich bin bereit“,
sagte er dann leise, „ich muß hinaus zu ihr
und alles gesagt. Ich werde versuchen,
ihre das Schicksal mitzutheilen.“

Seine Thränen stießen trübselig, als
er mir das sagte, während ich ihn die
breite Treppe der Brühl'schen Terrasse
herunterführte. Auf der letzten Stufe
trat mir wie eine Wille das frühling-
liche Bild von heute morgen vor die
Stelle. Ein Schauer ergriffte mich.
Der Contrast dieses Morgens und dieses
Abends, dieser Freude und dieses Trau-
rens, das in ihm gebrannten Mann
an meiner Seite zu gewaltig.

Nach Hause darfst Du jetzt nicht
Freund. Du bist zu aufgeregt, zu abge-
spannt. Ich bringe dich in mein Hotel.
Deiner Frau ein kurzes Wort von mei-
ner Abhaltung zu telegraphiren, überlass
mir. Suche zu schlafen; und wenn das
nicht geht, laß dich zu schlafen. Hoff
Du auch dein Vermögen verloren, denn
du bist und aussehst so sehr Du da.
Die Verbindungen werden Dir leicht
ein lohnendes Arbeitsfeld finden. Und
auch Deine Frau wird sich in das Un-
vermeidliche finden. Ich selbst will mor-
gen früh hinaus zu ihr und sie vorberei-
ten auf die schlimme Kunde. Wie man-
che Familie, mit der Du befreundet, wird
sich freuen, sie aufzunehmen, bis Du
Deine neuen Verhältnisse geordnet hast.
Ich habe das Vertrauen, daß sie sich gar
nicht so schwer in diese finden wird.“

Erich war verändert. Seine Auf-
regung hatte sich gelegt. Mit einem
wichtigen Klang in der Stimme, der bisher
so sehr fremd war, sagte er nach meinem
leichten Worte fort: „Ich bin, glaube
Du, das wirklich.“ Doch nein, Du
irrst! Dann schüttelten wir uns die
Hände. Wir befanden uns vor dem
Hotel. So schnell ließ er mich nicht ge-
hen. Er flammerte sich an meinen Vor-
satz, seine Frau auf den Schlag vorbe-
zulegen zu wollen. Mit der Berathung,
dass ich das erste Schiff benutzen wolle,
und er mit dem zweiten nachkommen,
schieden wir endlich.

Wie verändert schien mir die Welt,
als ich am anderen Morgen den Loh-
wiger Bergpfad hinaufschritzte, welchen ich
gestern so glücklich beschritten, das mein
Frei hatte mögen welligen mit der
Verde, die über mir im blauen Weiser
auf und nieder sich wiegte. Heut schien
das eine Sonne und grau war der Himmel,
dann keine Verge zu schweben; gewaltig
schau mir die Luft, die mir den Atem
benahm. Wie kleinlaut betrat ich heute
den Garten, aus dem mich gestern alle
Wohlgelänge des Maien entgegenge-
schritten. Wie langsam und zaghaft schritt
ich durch die Laubgänge, für deren reiche
Blüthenpracht ich heute kein Auge hatte.
Aber wie verändert fand ich auch die
Herrin des schönen Landsitzes, die gestern
alle Blumen des Gartens an meinem
Frühlingstriebe überhastet hatte. Sie
war in der größten Unruhe. Sie kam
mit dem Gemeldeten, auf der Treppe
entgegen mit herzlichem Gruß, aber auch
mit der gleich darauf folgenden Frage:
„Wo haben Sie meinen Mann?“ — Es
war mir unmöglich, umfassen zu ge-
hen, als ich erwiderte, daß er das erste
Schiff vermisst habe, mit dem zweiten
aber nicht nachkommen werde. Nach im
letzten Moment habe sich ihm eine Abfah-
rung in den Weg gestellt. Viele herz-
liche Grüße habe ich ihm mitteilen aus-
scheiden. Dem Jüngling auf mich ge-
richteten Auge der in ihrer Sorge und
Angst noch liebenswürdigere als gestern
aussehenden Frauengestalt entging es nicht,

daß dies nicht alles war, was ich ihr zu
berichten hatte.
„Mein Gott“, rief sie, „sagen Sie mir
Alles! Erich ist doch nicht krank? Sie
schauen drein wie ein Unglücksbote. Was
ist ihm passiert? O, antworten Sie mich
nicht. Bitte, seien Sie offen, ich äng-
stige mich schon die ganze Zeit. Frühe
Abnungen liegen mich die ganze Nacht
im Auge zu jucken. — Sie finden mich
vorbereitet.“

Was sollte ich machen! Sie beruhig-
ten, daß ich ihren Mann körperlich wohl
verlassen, daß, was ich gesagt, die Wahr-
heit und sie ihn in einer Stunde frisch
und gesund in die Arme schließen könnte.
Für das Weitere fand ich noch keinen
Muth.

„Gott sei Dank“, rief sie. „Wenn ich
ihn nur gesund weiß, dann bin ich der
Sorgen ledig. Sie glauben nicht, was
ich heute Nacht ausgefallen. Ich sah
ihn im Nachen auf der Elbe. Ich stand
auf unferm Balkon und winkte ihm. Da
er sich und grüßte mich mit beiden
Armen, plötzlich verlor er das Gleichge-
wicht, er stürzte, fiel... doch es war
ja ein Traum; er lebt mir ja, ist ja ge-
und. O, daß er schon da wäre!“

Ich erzählte, daß ich mit Erich gestern
Abend zusammengekommen. Seine Ge-
müthsstimmung, die ich in der Nacht
schärfte, nähmen ihn in der That sehr
in Anspruch und jöhnen ihm mancherlei
Sorge zu machen. Auch der Weide müßte
sich die Schwankungen an der Börse
empfinden.

„O das dumme Geld!“ rief Frau Ziti
dazwischen. „Wissen Sie, daß ich mich
manchmal wünsche, wir wären minder
reich. Gerade heute Nacht mußte ich
wieder denken an nachgehenden. Was
habe ich hier draußen allein. Könnte ich meinem Mann nicht weit mehr
sein, wenn wir uns zu theilen hätten in
die Arbeit, die nöthig ist, um uns das
Leben behaglich auszugestalten. Ich nicht
der Mangel an Bedürfnissen, an Win-
schen nach Mann?“ Wied hat die Die-
se meines Mannes mit Tischlein, denn
Dich und Beuteln, füll Dich umge-
hen, aber die Bequemlichkeit dieses Da-
seins empfinde ich als Leere. Ich habe
früher nie gewußt, daß der Besitz, der
glücklich machen soll, erst erworben wer-
den muß.“

Mit Erhaltenen blühte ich zu der jun-
gen Frau auf, die ich nun erst als ein
müdes Kind des Glücks erkannte. „Sie
sagen da goldne Weisheit. Wohl ich
zu werden, so werden Sie, wenn Sie
und Noth Sie einmal heimführen sollten, ge-
gen ihren Besuch genappt sein.“

„Sie sagen das so feierlich!“
„Nun denn, daß Sie das Ungeheuer
auf einmal erfahren. Erich ist über
Nacht ein armer Mann geworden. Un-
glück in Spekulationen, in welche ich
Freundschaft verwickelt, hat ihn seines
Vermögens beraubt.“ Vorstellig ver-
folgte ich die Wirkung meiner Worte auf
Ziti's Gesichtszüge. Welch ein Wan-
del! Wohl waren diese erst, hoch statt
Sorg und Ansehen las ich in ihrem
Ausdruck eine ruhige Weibe. Da hob
sie das Haupt wie vornehm gegen die
Thüre. Sie hatte sich nicht getraut,
der leise Schritt eines Mannes ward im
Nebenzimmer vernehmbar.

Die Portiere schloß aufeinander. Das
erste blühe Gesicht meines Freundes
zeigte sich und richtete seinen fragenden
Blick auf mich und dann auf seine Frau.
„Sie weiß es?“
„Ja, Erich, ich weiß es“, antwortete
ihre Stimme mit freundlichem Ernst.

Da stürzte er auf sie zu und harig ließ
Haupt in ihrem Schooß. „Kannst Du
mir vergeben?“
„Lieb ich Dich nicht? Erich, Gelieb-
ter! Nicht Dir kann ich zürnen, noch
mag ich zürnen dem Schicksal. Der heu-
tige Tag nimmt mir viel, aber er gibt
mir mehr: er macht meine Liebe eben-
bürtig der Deinen, er gibt Dich mir dop-
pelt, er gibt mir die Freiheit. Der end-
lich zu befristigen, wie lieb ich Dich
habe!“

Wieder war es Mai. Derselbe liegt
in meiner Erinnerung jedoch nicht so weit
zurück; es war im vorigen Jahre. Mein
Weg führte mich nach B., und einer mei-
ner ersten Besuche galt meinem Freunde,
dem Direktor der dortigen Kunstgewer-
beschule Erich Wolheim. Er genies in
der Bekanntschaft den An einer
Autorität, seine Zeichnungen kunstge-
werblicher Natur fand ich, seine
Stellung eine in jeder Beziehung
fruchtbringende und einflussreiche. Er
benutzte ein zwar kleines, aber schönes
Gartenhaus in der Vorstadt. Als ich
den Garten in einer sonnigen Vormit-
tagsstunde betrat, traf ich ihn voller Le-
ben. Zwei kleine Kinder, ein Knabe und
ein Mädchen, kummelten sich an den Be-
senklippen. Vor der von rothen Bo-
denbelagten ummauerten Laube sah eine
junge rüstige Frau, das Armen noch
ein drittes, kleineres Kind, das freudig
die Hände zusammenklammerte, denn vor
ihm stand der Papa, freundlich lächelnd
aus seinem Stuhl herüber, aber von Güte
und Glück belebten Gesicht. Aus den
Augen der Mutter aber leuchtete eine
Freude, die noch reiner, noch inniger,
noch schärfer war, als die, welche vor acht
Jahren dieselben Züge verstrahlte, daß
sie mir zuerst entgegengetreten unklar
war der Fülle des Reichtums: denn
die heutige Freude war durch eigene Kraft
erzungen.

Warum eine Patientin
nicht zahlen will. Der praktische Arzt
Dr. Berthold Glattauer in Wien ver-
stärkte die Schloßmeisters-Gattin Jo-
hanna Schwarz und deren Gatten bei
dem Bezirksgericht Leopoldstadt. Dr.
Glattauer verlangt für die ärztliche Be-
handlung der Frau Johanna Schwarz
zehn Gulden. Da von Seiten der ver-
stärkten Partei Niemand erschienen ist,
will der Richter über die Contumacia
vornehmen, als die Relation einläuft:
Diese Klage konnte der Verklagte nicht
angestellt werden, weil dieselbe nach der
Beendigung des Arztes gestorben ist.

Das Alpträumen und seine Verhütung.

Ueber dieses Thema giebt Dr. Voschult
in Reclam's „Gesundheits“ folgende Auf-
schlüsse. Alpträumen (incubus) ist ein
allgemein bekanntes Uebel, welches der
Vollschlaftheil manigfaltig Gelegenheiten
zu Auslegung von dämonischer Beein-
flussung gegeben hat. Er läßt die Unter-
scheidung von Schlaf und Wachen
nur unbestimmt zu; von diesen beiden
Zuständen der Seele tritt bald der eine,
bald der andere deutlicher hervor. Die
Reihe der Empfindungen des (auch hier
noch unter einer gewissen Beeinflussung
des Denkens stehenden) Willens und der
Bewegung ist meist nicht unterbrochen,
aber in der Thätigkeit schwerer fällt.
Unter anderen mir vorgelassenen Fäl-
len erlaube ich mir einen, den längere
Zeit zu beobachten mir Gelegenheit ge-
geben war, hervorzuheben. Der Zu-
stand stellte sich als ein Kampf zwischen
der Gesundheit des Schlafes und seiner
freien Bewusstseins dar. Die Waage
schwangte oft lange; das gänzlichste Ue-
berwiegen des einen Factors schloß den
anderen aus. Ein Mann von ziemlich
früher Constitution, 70 Jahre alt,
mit normaler Vererbung, weder zu
Kopfschmerz, noch zu Schwindel neigend,
litt in früherer Jugend oft an Erstickungs-
anfällen, die sich in der That als
mit kalteblutigen Beschwerden der
Luftröhre.

Im fröhlichen Mannesalter
hatte er, bei seiner Lebensweise viel
im Freien, im Winter an Bronchitis
Alma sehr zu leiden. Der dauernde
Wechsel des rauhen Gebirgsklimas mit
der milderen Luft in der Ebene ließ die
Alma zurücktreten; doch dauerten Bron-
chialaffectionen bei ihm sehr bemerklich
machend. Schon in der Jugend hatte
er den Alpträumen erfahren; aber in den
traumatischen Zuständen, worin
das Bewußtsein nie völlig unterdrückt
war, brachte eine plötzlich den Körper er-
schütternde Bewegung, hervorgerufen
durch die spannende Anstrengung um
Befreiung, Erwachen. In späteren Jah-
ren schloß der Kranke auch mit dem Kopfe
nach auf Wiederkehr, hielt streng
Diät, nahm häufig kalte Bäder und
laute Aufregungen, bis dann die große
Neigung zu Erstickung im größeren
Alter auftrat. Im höheren Alter wur-
de das Alpträumen häufiger; selbst ein
Zeit gegen die Bettlade brachte den An-
fall öfters nicht zum Weiden; dies stellte
sich zuweilen mehrere Male in der
Nacht ein, meist aber erst nach Wochen
oder Monaten. Beim Einschlafen be-
wirkte jedes leise Anliegen der Bett-
lade, oder der Arme oder Beine an-
einander, wodurch der Blutlauf in den
äußeren Körpertheilen gehindert werden
konnte, eine Art Lähmung bei dunklem
Bewußtsein. Auch schienen bei der in
der Regel beobachteten Müdigkeit durch
den Druck auf die Hauptgefäße die be-
züglichen Theile der Nervencentralen in Mi-
denheit gesetzt zu werden. Der Kranke
schrie mit Anstrengung die Glieder zu
beheben. Er hat sich daran gewöhnt,
schon vor dem Einschlafen die Hände
neben sich frei auf die Decke zu legen;
auch hütet er sich, die Unterlippen
übereinander zu legen, weil der Druck auf
die Blutgefäße das Uebel hervorruft
und längere Zeit dazu gehört, um Beine
oder Arme wieder frei zu machen. Mit-
unter ist dem Kranken beim Einschlafen,
als hore er einen Gegenstand heran-
schleichen; eine Frage zeigt sich. Er ver-
sucht den Spuk zu fixiren und betrachtet
ihn mit gutem Humor; dann folgt befehle
sich auf wie ein Rebel, und das Erwachen
erfolgt völlig klar. In schweren
Fällen wirkt das ganze Wesen plötz-
lich umher auf den Schlafenden, dann
beginnt der Kampf. Die Arme
von denen die Störung meist ausgeht,
bleiben meist gelähmt; die Beine dagegen
weil meist frei, sind thätig. Die Decke
wird allmählich abgehoben, und die
schlechte Nachtlage bemerkt durch ihre Ein-
wirkung auf die Haut wohl erst das Er-
wachen. Auf der Weile ereignete es sich,
daß der Schlafende den Beifall mit dem
Fuße umfing und von dem Gepolter
erwachte. Im Jahre 1876 befand
sich der Kranke in St. Gallen. Er hatte
in Gurgarden, in einem Gartenpavillon,
einem Gartenconcert zugehört und zum
Wendebrod einen Escapade mit seinem
Bedienten genossen. Zurückgekehrt sah
er an dem angenehmen Aufenthalt in
seiner Wohnung noch längere Zeit am
offenen Fenster, da die nöthige Breite
noch hinlänglich Licht gewährte, um die
Aussicht auf den Hof und Schloß bis lan-
ge nach 9 Uhr zu genießen. Befähigt
disponirt lagte er sich nieder auf dem ihm
bequemen Bette. Er schlief bald ein,
als sich das Alpträumen einstellte. Trotz
aller Bemühungen konnte er einen festen
Haltspunkt nicht erringen. Unter den
vergeblichen Anstrengungen hatte er ein-
mal lauten Ausruf ausgesprochen, als
seine Tochter im Nebenzimmer ihm zu-
rück schielte, wobei er sich auf die Brust
stürzte, sich heftig rüttelte und ihn auf-
tend, ihn von einer peinigenden Frage
freizusetzen. Der Kranke kam nunmehr in sei-
ner Schlafkammer folgende Einrichtung ge-
troffen. Zu beiden Seiten am Fußende
des Bettes steht ein Stuhl, die Beine
nach dem Bett gerichtet. Der eine
Stuhl steht dicht an dem Bettrande, der
andere etwas entfernt davon. Eine
doppelte Drahtgitter, quer über das Bett
gespannt, verbindet diese Stühlechen.
An dem entfernt stehenden Stuhl hängt
an der Leine an einem eisernen Bügel
eine schwere Schelle. Sobald der Schlaf-
ende im Alpe getraut wird, schlägt er
mit dem Fuße kräftig gegen die Kette;
der Stuhl mit Schelle bewegt sich, und
ihm lautes Tönen bewirkt meistens schne-
lles Erwachen. Wie sehr also durch
die Störung in den Aufregungen der
äußeren Körperoberfläche einen Druck
auf die Empfindungsnerven der Körper-
oberfläche veranlaßt, dadurch aber die
mögliche mechanisch-physiologische
Prozesse die Empfindungswörter
erregt, aber in einen Theile des centra-
len Nervensystems oder des Reflexap-
parates die gebundene Kraft der Bewe-
gung nicht wirksam genug angeregt,
während darauf der Reiz des Schellen-
tones in seiner verhältnismäßigen Stär-
ke auf die Gehörnerben wirkend, jene bis
zum völligen Erwachen einstellt — und
erkennt aus dem Beispiel dieses Kranken
ein einfaches, aber zweckmäßiges Mittel,
das die höchst quälendste und unange-

Die Alpträume und seine Verhütung.

nehme Empfindung, welche man als
Alpträumen bezeichnet, zu unterbrechen
und zu beseitigen. Physiologisch inter-
essant ist, daß der Kranke in unbewuß-
ter Erinnerung an die Annäherung des
unangenehmen Empfindens auch Traumbild
einer auf ihn zukommenden Frage und
später das Traumbild einer Gefahr,
die ihn umschlingerte, hatte.

Ein Kind des Glücks.

Im Jahre 1792 war unter den Künst-
lern und sonstigen Fremden in Rom all-
gemein ein Cicero bekannt, der sich
meist auf der Piazza di Spagna aufhielt
und wegen seines Eifers und seiner
Rechtlichkeit gern den Fremden als Füh-
rer empfohlen wurde. Sein Name war
Lorlonia. Um dieselbe Zeit hielt sich
in der ewigen Stadt auch ein Herr de
Basseville auf, welcher angeblich als
französischer Gesandtschaftssekretär, ei-
gentlich aber mit dem Auftrag dort hin-
gekommen war, das Volk im Sinne der
Revolution zu bearbeiten und den Kir-
chenstaat aufzulösen, sich der französi-
schen Republik aufzuschließen, zu welchem
Zwecke ihm bedeutende Summen von
dem Konvent zur Verfügung gestellt wor-
den. Basseville ging scheinbar viel mit
wenig beschäftigten Künstlern um, und
zettelte allmählich eine Art Verführung
an, wobei ihm der Cicero als Dolmet-
scher und Führer diente und auch viel
Geld erhielt, um es zu dem angegebenen
Zweck unter das gemeine Volk zu ver-
theilen. Die Sache mißglückte, weil sie
zu früh losbrach. Am 13. Januar 1793
wurde an den Fingern des Herrn de
Basseville eine Tricolore aufgesteckt, das
verabredete Zeichen; er selbst begab sich
nachdem Corio, theilte dreifarbiges Kotar-
den aus und forderte das Volk zum Auf-
stand auf. Dieses verfolgte jedoch den
Aufwiegler mit Steinwürfen bis an das
Haus eines ihm bekannten Banquiers,
an dessen Thür er noch eine so gefahr-
liche Wunde erhielt, daß er Tags darauf
an derselben verstarb. Von Lorlonia,
dem Cicero, hörte und sah man darauf
lange nichts; später heirathete er ein
ziemlich wohlhabend gewordener Mann
die Wittwe eines ebenfalls vermögenden
Sattlers, worauf er sich in Spekulationen
mit römischen Aemtern einließ,
welche bald in seinem Hause gedruckt
wurden. Dieses Geschäft und ähnliche
andere mußten gute Früchte getragen
haben, denn das Vermögen des ehemals
Lohnbedienten wuchs außerordentlich
schnell. Später vertrauten ihm
Ludwig Bonaparte, der Kardinal Fesch,
sowie Karl IV. von Spanien sehr große
Summen an. Er wurde zum Grafen
von Spanien ernannt, und als der nun-
mehrige Bonaparte das Verhängnis der
Familie Odescalchi-Bracciano gelaufen
und bar bezahlt hatte, erhielt er von
Napoleon II. den Titel eines Herzogs von
Bracciano. Sein älterer Sohn ver-
heiratete sich mit der Fürstin Geline von
Sforza, sein jüngerer Sohn mit einer
Fürstin Doria. Lorlonia, welcher 1754
in Siena geboren war, starb im Jahre
1829 in Rom.

Der Autographenjammer.
Ein leidenschaftlicher Mar-
der Art kam neulich zu einem Pfister,
der ohne Arme geboren, mit den Füßen
zeichnete und schrieb, und hat ihm
eine Handschrift für sein Album.

Il nter Gheleuten. „Blauß
Du etwa, liebe Elvire, daß ich betrun-
ken bin?“ „Lasse ich eben aus dem
Wirthshaus heimkehrender Gatte. „Was
man sieht, braucht man nicht zu glau-
ben.“ erwiderte die schöne Hälfte ipis.

Ein budlig lachen.
Eine Dame erschien in einem Besuch-
salon und fragte nach einem humoris-
tischen Bademeister — wenn ich nicht irre
von Wallner — sie bemerkte dabei in ei-
ner schnell in Fuß kommenden Unter-
haltung mit dem Commis, der ein hüb-
sches Gesicht hatte, aber budlig war,
was ihr einlag. „Ich habe gestern bei
einer Freundin Verschiedenes darin ge-
lesen und mir fast einen Dodel gelacht.“

Das ist mir auch so gegangen.“
erwiderte der Commis wehmüthig lächelnd.
— Aus der Kind der Welt. „Zu-
tergen: „Rama. Du hast ein paar
weiße Haare, wovon kommst das?“
Rama: „Das kommt davon, wenn die
Kinder den Eltern Verdruss machen. Ra-
nischen, davon bekomme man weiße
Haare.“

Das ist mir auch so gegangen.“
erwiderte der Commis wehmüthig lächelnd.
— Aus der Kind der Welt. „Zu-
tergen: „Rama. Du hast ein paar
weiße Haare, wovon kommst das?“
Rama: „Das kommt davon, wenn die
Kinder den Eltern Verdruss machen. Ra-
nischen, davon bekomme man weiße
Haare.“

Das ist mir auch so gegangen.“
erwiderte der Commis wehmüthig lächelnd.
— Aus der Kind der Welt. „Zu-
tergen: „Rama. Du hast ein paar
weiße Haare, wovon kommst das?“
Rama: „Das kommt davon, wenn die
Kinder den Eltern Verdruss machen. Ra-
nischen, davon bekomme man weiße
Haare.“

Das ist mir auch so gegangen.“
erwiderte der Commis wehmüthig lächelnd.
— Aus der Kind der Welt. „Zu-
tergen: „Rama. Du hast ein paar
weiße Haare, wovon kommst das?“
Rama: „Das kommt davon, wenn die
Kinder den Eltern Verdruss machen. Ra-
nischen, davon bekomme man weiße
Haare.“